**Sendemanuskript**

Stadtplanung im mittelalterlichen Speyer

**UNTERICHTSFACH:** Geschichte ; GL

**LERNFELD:** l.4.1; l.4.2; l.4.4

**SPRACHLICHER SCHWERPUNKT:** Präteritum

**HINWEISE ZUM SPRACHLICHEN SCHWERPUNKT:**

Das Präteritum ist eine grundlegende Zeitform der deutschen Sprache, die vor allem in schriftlichen Texten und Erzählungen verwendet wird. Es ermöglicht, vergangene Ereignisse klar und präzise darzustellen, was für das Verständnis von Geschichten und historischen Kontexten entscheidend ist. Zudem trägt das Beherrschen des Präteritums zur Verbesserung der sprachlichen Ausdrucksfähigkeit und zur Förderung der Kommunikationskompetenz bei.

**TRANSKRIPT:**

„Und die Frage ist ja immer bei Kultur, wie kann ich daran teilhaben, ohne das jetzt alles angefasst zu haben, wirklich direkt davor gestanden zu sein. Wie kriege ich trotzdem das Gefühl dieser Kultur mit?“

Das ist Kira mit einer Frage, die wir uns eigentlich alle stellen sollten: Wie kann man Kultur für alle erfahrbar machen und was kann man selbst dafür tun? Durch eine angeborene Muskelschwäche war Kira in ihrer Schulzeit immer mal wieder auf den Rollstuhl angewiesen. Schulausflüge – besonders zu historischen Städten und Gebäude – stellten sie und ihre Klasse dabei häufiger mal vor eine Herausforderung.

Gerade mittelalterliche Städte wie Bernkastel-Kues, Speyer oder Worms, laden mit ihrer historischen Stadtgeschichte zu einer Reise in die Vergangenheit ein. In engen verwinkelten Gassen über Kopfsteinpflaster vorbei an alten historischen Gebäuden geht man buchstäblich durch Geschichte.

Doch im Rollstuhl oder mit dem Rollator kann so manches Pflaster, eine enge Treppe oder steiler Aufgang zum unüberwindbaren Hindernis werden. Kultur für alle erfahrbar zu machen, dessen ist sich Kira bewusst, ist deshalb nicht immer eine einfache Aufgabe.

Wir möchten mehr darüber erfahren, wie man Kultur für alle zugänglich machen kann und machen uns deshalb auf den Weg nach Speyer, wo wir mit Kira und Herrn Pudlich, verabredet sind. Herr Pudlich lebt schon sein halbes Leben in Speyer. Seit Mai 2022 ist er der Behindertenbeauftragte der Stadt. Nachdem er vor 18 Jahren erblindet ist, musste er seine Stadt, die er aus sehenden Zeiten gut kannte, neu kennenlernen und diese Erfahrungen fließen nun mit in seine ehrenamtliche Arbeit ein. Dabei ist er immer wieder erstaunt, wenn er in dem mittelalterlichen Städtchen Gassen erkennt, die ihm als Sehender nie aufgefallen sind.

„Ich laufe auch teilweise mit Handy und Navigationssoftware auf dem Handy durch Speyer und habe dabei auch manche Gasse ja erkannt und gehört, die mir bisher verschlossen geblieben war. Auch als Sehender. Ja, in der Bahn-, wenn ich in der Bahnhofstraße entlanggelaufen bin, ist mir nie aufgefallen, dass eine kleine Gasse links abgeht, wenn ich in die Stadt gelaufen bin, vom Bürgersteig her. Die heißt Euridsgasse. Die konnte ich schön runter laufen und kam mitten in der Stadt raus, gegenüber von der ehemaligen Hauptstelle der Sparkasse. War mir nie so bewusst aufgefallen.“

Das enge verwinkelte Stadtbild, das die Stadt heute so besonders macht, ist das Ergebnis einer frühen Stadtentwicklung im Mittelalter. Während unseres Gesprächs mit Kira und Herrn Pudlich fällt uns auf, dass sich die Vorstellung, wie eine Stadt gestaltet sein muss, seit dem Mittelalter deutlich verändert hat. Damals waren enge Gassen kein Problem, da es zum Beispiel keine Autos gab. Ob eine Stadt barrierefrei ist, also auch für Menschen, die schlecht oder gar nicht laufen können, geeignet ist, interessierte damals wohl niemanden.

„Die haben zu der Zeit im Mittelalter nicht daran gedacht, ob jetzt ne behinderte Personen diese Stufen hochkommt oder nicht. Das war einfach eine andere Zeit. Diese Städte waren für andere Dinge ausgerichtet, sei es für Handel oder sonstige Dinge.“

**\***

Diese Überlegung lässt uns nicht mehr los. Warum wurden damals Städte gebaut? Gibt es Gründe für die verwinkelten, engen Gassen? Um das herauszufinden, besuchen wir gemeinsam Frau Jäger. Frau Jäger arbeitet in Ingelheim im Museum bei der Kaiserpfalz. Sie erzählt uns, dass die Lage einer Stadt damals eine ausgesprochen große Rolle gespielt hat.

„Ja, also zunächst einmal muss einem klar sein, dass Mitteleuropa, also dort, wo wir jetzt auch leben, bereits in der Antike, also vor dem Mittelalter, zweigeteilt war. Wir hatten im Westen das Römische Reich und im Osten das Land der Germanen, und durch diese zwei Reiche verlief eine Grenze. Natürlich bauten die Römer Grenzen in Stein und in Holz, aber sie verwendeten auch die natürlichen Gegebenheiten als Grenze. Das konnten Gebirge sein, aber auch Flüsse wie zum Beispiel der Rhein oder die Donau beispielsweise. Und das sich dann an so einem Fluss, also an einem Grenzfluss, allmählich Siedlungen entwickeln, ist eigentlich ganz logisch. Denn so eine Grenze, die trennt zwar zwei Reiche oder Länder wie heute, aber sie verbindet sie auch. Also so ein Fluss war ein super schneller Weg, um von A nach B zu kommen, um Personen von A nach B zu bringen, um Botschaften von A nach B zu bringen, aber auch um Waren von A nach B zu bringen. Ja, und dann entstehen eben am Rhein entlang ganz viele Siedlungen, die allmählich wachsen.“

Eine gute Lage am Fluss war aber nicht nur eine natürliche Grenze, die das Bedürfnis nach Sicherheit befriedete. Auch im Hinblick auf Produktion und Handel hatte eine Stadt am Fluss einige Vorteile zu bieten.

„Und Flüsse sind natürlich wie der Rhein im Mittelalter ganz wichtig auch als Energiequelle. Denken wir da zum Beispiel an den Müller mit seiner Mühle. Ne, die wird ja mit Wasser betrieben oder auch die Landwirte, die müssen ihr Land bewässern. Und deswegen entstehen eben an Verkehrsknotenpunkten, an Flüssen, Handelspunkte.“

Frau Jäger erzählt uns, dass gerade im Mittelalter unzählig viele neue Städte entstehen.

„Es gibt im Mittelalter ganz, ganz viele Neugründungen. Und deswegen spricht man auch von einer urbanen Revolution, also einer Städterevolution. Es werden fast 2000 Städte neu gegründet im Mittelalter, und das sind meistens Kleinstädte. Man darf das nicht mit den heutigen Städten verwechseln. Die meisten Städte haben ungefähr um die 2000 Einwohner und die werden von Fürsten oder Bischöfen gegründet, rund um Handelsplätze. Es gibt verschiedene Gründe, warum so viele Städte gegründet werden. Ab ungefähr 1000 nach Christus. Zum einen eben weil der Fernhandel zunimmt. Das würden wir heute Globalisierung nennen. Also man handelt immer mehr mit anderen Ländern und tauscht Waren aus. Und natürlich wächst parallel die Bevölkerung immer mehr an. Deswegen braucht man mehr Handwerk, mehr Arbeitsplätze und ganz pragmatisch mehr Platz. Also die Siedlungen wachsen.“

Im Zentrum einer Stadt stand in der Regel eine Kirche oder ein Dom, denn im Mittelalter hatte neben dem König oder dem Kaiser immer noch die Kirche das Sagen. Um dieses Zentrum der Macht entstanden dann im Laufe der Zeit verschiedene Viertel und Märkte, wo sich Handwerker und Kaufleute niederließen.

„Ja, also in Speyer haben wir die ganz klassische Situation. Das mittelalterliche Speyer ist so aufgebaut, dass sich im Zentrum natürlich wieder der Dom befindet, das Machtzentrum. Der Speyerer Dom wird ab 1030 erbaut und um diesen Dom befinden sich die wichtigsten Viertel für die, die auch was zu sagen haben. Ja, und um diesen Dom befanden sich dann beispielsweise unterschiedliche Märkte. Speyer hatte auch das Marktrecht, wie zum Beispiel den Fischmarkt. Dann gab es den Holzmarkt, den Bauhof. Das war so eine Art Lagerplatz für Holz oder andere Materialien. Das hatten eigentlich die meisten mittelalterlichen Städte. Und um diesen Kern befanden sich dann kleine Vorstädte. In Speyer waren das im Osten, im Süden und im Westen kleine Vorstädte, wo sich beispielsweise die Fischervorstadt befand. Ist ja eigentlich auch ganz logisch. Die lagert man dann eher ein bisschen außerhalb, einfach auch wegen den Gerüchen und weil man dann eben auch näher am Rhein in dem Fall ist.“

Das Stadtbild einer mittelalterlichen Stadt wie Speyer wurde also maßgeblich von Produktion und Handel geprägt. Kiras Vermutung ging also in die richtige Richtung.

„Ja, also sowohl die Produktion als auch der Handel spielen eine sehr große Rolle im Mittelalter. Denn das ist natürlich das Werkzeug, um zu einer reichen und damit bedeutenden Stadt zu werden.“

Diese Bestrebungen nach Erfolg und Reichtum, durch Produktion und Handel können auch als Erklärung für das verwinkelte mittelalterliche Stadtbild und die dicht bebauten Gassen herangezogen werden, erklärt uns Frau Jäger.

„Weil jeder gerne im Zentrum leben wollte, direkt am Marktplatz, dort, wo sich alles abspielt, dort, wo Handel betrieben wird. Und das ist ja heute noch so, dass eigentlich die Menschen möglichst zentral leben wollen. Und deswegen hat man eng aneinander gebaut oder eben auch in die Höhe. Manchmal sind es ganz schräge Häuser geworden, ganz schräge Häuserfassaden. Und so entstand dann eben zum Teil ein sehr unübersichtliches Meer aus Gassen, Straßen und Plätzen.“

Um sich in diesem „Meer aus Gassen, Straßen und Plätzen“ orientieren zu können, gab es auch im Mittelalter Methoden, um das Chaos ein bisschen zu strukturieren

„Und dazu kann man auch sagen, dass es im Mittelalter keine Straßenschilder gab, so wie wir sie heute kennen. Aber es hilft schon mal, dass sich damals Handwerker in bestimmten Straßen ansiedelten und man diese Straßen auch nach diesen Handwerken jeweiligen Handwerken benannte. So konnte man sich dann besser orientieren oder man nannte die Straßen dann ihrer Richtung entsprechend. Also beispielsweise führte die Kirchstraße zur Kirche oder die Brückenstraße führte zu einer Brücke und so konnte man sich das ganz gut merken. Und abgesehen davon, konnte man sich dann am Geruch oder an der Geräuschkulisse ganz gut orientieren.“

Seit dem Mittelalter hat sich in Städten natürlich einiges verändert. Auch das Verständnis einer *sozialen* Stadt, hat sich im Laufe der Zeit gewandelt, erzählt uns Frau Jäger.

„Also ganz grundsätzlich ist ja die Stadt ein sozialer Ort, also ein Ort des sozialen Geschehens. Dort leben Menschen, also ist es schon ein gesellschaftlicher Ort. Aber natürlich nicht in dem Sinne, wie wir uns das heute wünschen würden, um beispielsweise alle Menschen zu inkludieren.“

Doch genau das ist heute die Aufgabe einer modernen Stadt: Alle Menschen zu inkludieren und in die Gesellschaft zu integrieren. Städte mit einem historischen Stadtkern wie Speyer, Trier, Worms oder Mainz, stehen dabei vor der Herausforderung das Alte zu schützen und es trotzdem für alle zugänglich zu machen. Während unseres Gesprächs mit Kira und Herrn Pudlich wird aber klar, dass manchmal bereits kleine Veränderungen ausreichen, um dem Bedürfnis nach Inklusion und Barrierefreiheit nah zu kommen. Nicht in jedes Gebäude kann nachträglich ein Aufzug eingebaut werden. Kira erzählt uns aber von einem Besuch im Freiburger Münster, wo das „Oben“ quasi zu ihr kam. Auf Bildern wurde denjenigen, die nicht die Treppe hinauf in den Turm bewältigen können, gezeigt, was es oben zu sehen gibt.

„Dementsprechend haben die unten manchmal so Bilder gehabt, wo einfach drauf abgebildet war, was sich oben abspielt. Und das fand ich eine sehr schöne Idee, das auszugleichen. Es wird nie dasselbe sein, aber ich denke, allein der Versuch, dass man sagt, ich will diese Person anteilhaben lassen an dem Geschehen, was da oben - da oben ist umgangssprachlich für „da gibt es Treppen hoch“ - stattfindet, finde ich eine sehr tolle Idee und ich glaube, das könnte man an vielen Orten auch genau so weiterführen.“

Auch in Speyer wurde und wird viel getan, um alle Menschen am Geschehen zu beteiligen. In der Nähe des Doms befindet sich zum Beispiel ein Bronzeguss, der den Innenstadtbereich inklusive Altstadt von Speyer abbildet und für Blinde ertastbar macht.

„Ja, es ist ein Abbild der Stadt, wie sie jetzt sich darstellt, dass ein Blinder erfühlen kann: Da ist die breite Maximilianstraße, und da wird es dann enger. So schmale Gässchen zwischen den Häusern durch, hinter zur Korngasse. Da sind halt viele Sachen auch für uns dann vorstellbar.“

Auch Bedarfsklingeln in mehr als 70 Geschäften in Speyer sorgen für mehr Barrierefreiheit in der Stadt. In den engen Gassen sind fest installierte Rampen aus Platzgründen nicht immer möglich. Durch die Bedarfsklingel kann das aber ausgeglichen werden, indem je nach Bedarf mobile Rampen aufgestellt werden. Herr Pudlich erzählt uns, auch wenn eine 100prozentige Barrierefreiheit schwer zu erreichen ist - vor allem in einer so alten Stadt wie Speyer - wird dennoch alles getan, was möglich ist. Als Behindertenbeauftragter wird er bei der Planung und Begutachtung neuer Projekte einbezogen. Damit wird gewährleistet, dass unterschiedliche Perspektiven berücksichtigt werden und neue Projekte das Bedürfnis nach Inklusion und Teilhabe aller einbeziehen.

Es sind jedoch nicht nur die baulichen Projekte, durch die Teilhabe gewährleistet werden soll. Auch Bildung und Aufklärung leisten einen nicht zu unterschätzenden Beitrag, wenn es um Inklusion und Barrierefreiheit geht. Ein neues Projekt von Herrn Pudlich und seinem Kollegen richtet sich daher ganz gezielt an KITAS und Schulen.

„Ja, wir haben jetzt auch schon angedacht und angesprochen, dass wir beide in die Elterngruppen der Kindergärten gehen wollen. Uns vorstellen wollen und auch mal sagen, es gibt Menschen, die können nicht so laufen wie ihr oder sie können nichts sehen und kommen trotzdem zurecht und das ganze, angefangen in Kitas, dann auch später in die Schulen übertragen unsere Besuche, damit die Jugendlichen das auch mal hautnah erleben können.“

Dieser Aspekt liegt auch Kira sehr am Herzen.

„Und es ist wirklich dieses typische educated yourself, also diese: Finde so viel wie möglich darüber raus und dann kannst du auch handlungsfähiger sein. Das ist so lowkey wie Erste Hilfe. Also du weißt ja, wie es geht. Du musst das nicht jeden Tag einsetzen, aber es ist schon sehr toll, wenn du weißt, wie du Leute mit einbeschließen kannst.“

Inklusion und soziale Teilhabe fängt also bei uns an – bei jedem einzelnen. Die mittelalterlichen Stadtkerne sind uns in vielen deutschen Städten erhalten geblieben und das ist eine Bereicherung für unsere Kultur. Das Leben in der Stadt hat aber lange nichts mehr mit dem mittelalterlichen Gegebenheiten zu tun.

Kiras ganz persönlicher Wunsch, um die Zukunft inklusiver zu gestalten: Gemeinsam kreativ werden und miteinander sprechen.

„Wie gesagt, die Leute können komplett kreativ werden und mein Wunsch wäre es einfach, dass man sowohl die Leute darüber so sehr informiert, wie ich das eben auch schon genannt habe, dass sie selber auf diese kreativen Ideen kommen. Weil oftmals merken wir gar nicht, wie tolerant unsere Mitmenschen sind. Wir müssen nur einen kleinen Schubs geben im Sinne von: „Ich sag dir, was mein Problem ist, vielleicht kommst du auf die Idee“, ohne diese abnormale Erwartungshaltung zu haben "Ej hilf mir mal!", sondern dieses „Vielleicht können wir gemeinsam auf einen Nenner kommen“.

**IMPRESSUM:**

*Hörschnäges* ist eine Podcast-Serie des Arbeitsbereichs Didaktik der Gesellschaftswissenschaften der Universität Trier, gefördert durch das pädagogische Landesinstitut, Trier 2025



Projektleitung: Prof. Dr. Matthias Busch

Team: Christine Achenbach-Carret, Celine Barthel, Christina Schröder

Sprecher: Christian Büsen

Ton: Andreas Gülden, Tonstudio Universität